

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 5 (1925-1926)
Heft: 3

Artikel: Thomas Manns "Zauberberg"
Autor: Brock, Erich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-155745>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mitscherlich hat streng auf seiner Pluralitätstheorie aufgebaut, welche eine Entwicklung des „homo oeconomicus“ leugnet und eine verschiedenartige Beanspruchung der Kräfte und Fähigkeiten der wirtschaftenden Menschen während verschiedener Zeiten annimmt. Daher ist ihm jede ökonomische Erscheinung etwas Eigenartiges, scheint ihm einem Sonderdasein unterworfen. „Es ist also eine Erscheinung nicht eine entwickeltere Form einer vorangegangenen, und deshalb kann die diese Entwicklung wiedergebende Theorie nicht die entwickeltere Theorie einer vorangegangenen sein, und die Aufeinanderfolge der Theorien kann auch unmöglich einen nicht vorhandenen Entwicklungsgang widerspiegeln.“ So vermochte Mitscherlich, indem er seinen Maßstab in der wirtschaftsphilosophischen Ebene wählte und nicht nach einem materiellen Merkmal schied, sondern nach dem Geist der verschiedensten Zeiten fragte, eine Stufentheorie aufzustellen, welche die von der Kritik berührten Mängel aller früheren vermied.

Neben diesem neuen Ausgangspunkte und der daraus resultierenden neuen Betrachtungsweise erfreut die Skizze durch die Betonung der Rolle des Universalismus im ökonomischen Leben von heute. Mitscherlich bekennt sich damit in vielen Punkten zu der Schule der Universalisten, welche in Othmar Spann ihren Hauptvertreter besitzt, und hat dieser neuesten Richtung ihre Wirtschaftsstufentheorie geschenkt. Er hat damit auch die Zahl jener wirtschaftsphilosophischen Schriften vermehrt, die dem wirtschaftlichen Individualismus in seinen Ausprägungen Liberalismus und Sozialismus ablehnend gegenüberstehen und in denen Theorien universalistischer und solidaristischer Art wenn nicht restlos Anklang finden, so doch wohlwollende Erwähnung und gewissenhafte Würdigung erfahren.

Thomas Manns „Zauberberg“.

Von Erich Brod.

„Es muß doch erlaubt sein, sich um Mythen zu kümmern, vorausgesetzt, daß das ehrliche Streben vorhanden ist, ihnen nach Möglichkeit auf den Grund zu kommen?“ — „Ein Mythenwort spricht man mit den allereinfachsten Worten aus — oder man läßt es unausgesprochen.“

Zauberberg, S. 406, 418.

Der neue Roman von Thomas Mann hat zwei Beziehungen zur Schweiz. Die erste äußere ist die, daß er mit Ausnahme der letzten Seiten in der Schweiz spielt. Die zweite innere werden wir später namhaft machen. Es ist bekannt (dürfen wir wohl sagen), daß das Buch 1250 Seiten umfaßt und ausschließlich die äußere und innere Atmosphäre einer Davoser Lungenheilstätte schildert. Mann hat lange an diesem Werk gearbeitet, das „nonum prematur in annum“ dürfte so ziemlich zur Wirklichkeit geworden sein. Aber da wir schon einmal beim Lateinischen sind, so fügen wir hinzu: „Et nos mutamur cum illis.“ Der Verfasser steigt wohl als ein gründlich anderer aus dem Fluße dieses Stoffes heraus, als der er sich in ihn stürzte. Er hat sich selbst den einheitlichen Wurf zerarbeitet. Die äußere Erschöpfung des Vorwurfs und die innere Sorgfalt der Durcharbeitung jeder Einzelheit ist in Wahrheit nicht eine Herrschaft des Autors über den Stoff, sondern umgekehrt. Mann hat die Herrschaft verloren, der Gegenstand ist me-

chanisch ins Breite gewuchert; es zeigt sich die typische amorphe Endlosigkeit, die bei äußerlichem Reichtum der fabulierenden Phantasie und innerlicher Dürftigkeit tieferer zwingender Gesichtspunkte herauszukommen pflegt.

Das Kapitulieren vor den zentrifugalen Kräften, die Überwältigung des Inneren durch das Äußere, das rein extensiv Werden des Intensiven findet sich nicht nur im Ganzen, sondern auch im Einzelnen. Alles geht so weit aus sich heraus, daß man nicht mehr glaubt, es habe eine Innenseite. Es ist in der Tat das Wesen aller Kunst, daß sie nicht bis zum Äußersten formt. Es muß ein Letztes in sich Verharrendes im Gegenstand bleiben, denn ohne den darin liegenden Hinweis auf einen unendlichen, rein vitalen, unformbaren Faktor des Absoluten, welcher auf dem Grunde von aller Form in sich ruhen muß, ist die Kunst tot. Das gilt gleicherweise für den (um diese beliebte Antithese anzuwenden) mehr apollinischen Künstler, bei dem die gesamte Innenseite noch unbewußt bleibt, wie auch für den mehr faustischen, bei dem das über sich selbst, auf den überkünstlerischen Lebensabgrund Hinausweisen ohne weiteres die Kunst als ein bloßes Umreißen und nicht Ausschöpfen bestimmt. Thomas Manns Menschen, Landschaften, Szenen und Schicksale sind so überformt, daß sie innen ganz leer sind; wobei aber nicht das Äußere das Innere ganz aufgesogen hat, sondern jenes, da es nur durch die Beziehung auf ein beharrend Inneres zu künstlerischem Wesen gelangen kann, selbst nur eine Vor Spiegelung, ein Nachgeahmtes, ein Automat wird. Man wird nicht leicht kunstvollere und täuschendere Automaten finden, aber eben darum, weil so die Kunst auf die Spitze getrieben und die Illusion vollkommen ist, nicht leicht solche, bei denen der innere Tod beelender überfällt. Diese Menschen besitzen nichts Zentripetales in sich, sie suchen nur alle möglichst breit aus sich herauszugehen, und das mit einer gewissen Angst, wie die Schatten Homers, die zum Leben drängen: ihr Expliziertes ist ihr einziges Leben, und sie sind hastig, alles in diese Form hineinzupressen. Sie halten den Leser gewissermaßen am Rockknopf fest, damit nichts in das Nichts des Ungezeigten zurücksinke. In ihrer Mitteilbarkeit und Aufdringlichkeit wirken sie nach ihrer tieferen Getriebenheit alle als dasselbe, und ihre sorgfältig stilisierte spezifische Differenz gibt sich nur als der verschiedene Inhalt ihrer gleichen Grundgeste. Sie reden alle sehr viel, aber im tieferen Grunde, trotz leitmotivartig angebrachter und mosaikhaft zusammengefügter Nuancen alle gleich. Ihr Pate war durchweg Fontane; besonders klar wird das an dem Helden, dessen unkonzentriertes Schwadronieren als solches weitgehend beabsichtigt ist. Und auch das gemahnt an Fontane, daß der Dichter nicht sich über diesem Wesen seiner Figuren hält, sondern in ihren Fiktionen selbst lebt und ihre Reden selbst als das nimmt, als was sie genommen sein wollen, ihre Spitzigkeiten selbst mitgenießt. Wenn er zu seinen Beschreibungen das Wort nimmt, so wirkt das selbst als ein unendliches Reden, das doch mit der grenzenlosen Häufung der treuesten Abschattungen niemals an sein Ziel kommt. Mit minutiösen Schritttchen, die immer noch verkleinert werden können,

umschreitet er das Leben und umspinnt das Wesen; aber es entgleitet ihm in seiner Selbstbezogenheit. Es geht ihm wie der gesamten neueren Geistigkeit: je mehr sie das Irrrationale bemerkt und je feiner ausdrückt, desto rationaler wird es naturgemäß. Diese feinen und scharfen Konglomerate von psychologischen „Zügen“ sind im Grunde viel eintöniger als etwa eine Lustspielfigur Molières, welcher, im Äußerlichen rationalistischer, sich auf Entwicklung einer Eigenschaft beschränkt, aber eine merkwürdige Kunst besitzt, die ihm selbst kaum bewußte Mannigfaltigkeit des Irrrationalen irgendwie darunter mitzugeben, sodaß der Darsteller das lebendigste Leben herausholen kann. Selbst die lebensnächste Figur Manns, der Leutnant Ziemßen — wie eindimensional wirkt er meistens, wie sehr als Personifikation einer Eigenschaft, einer Ratio! Der irrationale Reichtum des Lebens wird von außen her durch eine unerhört verfeinerte Charakterisierung festgelegt und auf seinen Wesenspunkt überführt. Aber aus dem Inneren selbst, das hohl bleibt, drängt nichts mehr hervor, und so ist das scheinbar Lebendigste ein bloßer Schnittpunkt von Allgemeinheiten und wirkt schematisch. Darum gelingen Mann auch nur noch so recht die leicht karikierten Personen, die Chargen, die Charakterkomiker, nicht aber diejenigen, in welchen sich das Menschliche ganz breit, allgemein und umfassend ergießen soll; diese bleiben blutlos. Ein typisches Beispiel dafür ist etwa der Mijnheer Peperkorn, eine Ausgeburt geistreichster und farbigster Einbildungskraft. Aber auch er hat auf dem Grund aller seiner Buntheit und Kapriziosität nur ein genial ausgedachtes Uhrwerk. Es wird gesagt, er sei eine Persönlichkeit; dies ist seine Abstempelung. Wir geben natürlich zu, daß Persönlichkeit viel mehr in einem Format, einer formalen Größe und Harmonie beruhe, als in einzelnen Eigenschaften. Ein Mensch von Ausmaß, der sein pomphaftes Bramarbasieren tragen kann. Gut. Sollte dies nur gelten im Sinne einer groß hingeworfenen barocken Phantastik, einer rabelaishaften Groteske von naturhafter Großzügigkeit, so wäre der Beweis, er sei eine Persönlichkeit, als erbracht anzuerkennen. Allein es soll sich um einen tieferen, sozusagen ethisch-menschlichen Sinn handeln, und da bleibt es denn einfach bei der Behauptung, weil die innerlichere Qualifizierung nicht mehr gegeben werden kann. Einige an sich tiefe und herrlich geformte, aber charakterologisch unverbindene Worte über das Versagen des Gefühls vor dem Leben können auch nicht das fehlende Fundament ersetzen. Und der völlig äußerlich darangeklebte Selbstmord (sich mit sechzig Jahren den Frauen gegenüber nicht mehr auf der Höhe zu fühlen, dürfte nicht als Selbstmordmotiv einer großen Persönlichkeit ausreichen) besiegelt die innere Disharmonie, welche in diese prachtvolle Dekorationsfigur durch den Versuch zentralerer Beiseelung gebracht wurde.

Und ebenso im Ganzen. Auch da eine Anhäufung von aufs feinste aneinandergesetzten und aufeinander eingestellten Einzelheiten, ohne daß eine Totalität zustande käme; Ausrichtung von einer Unendlichkeit kleiner Faktoren auf einen doch nicht erreichten Mittelpunkt hin. Zwar scheint Mann mit einer gewissen Formlosigkeit des Werkes eher zu kokettieren

als sie zu meiden. Aber der Mangel an jeglicher Gestrafftheit der Handlung geht über das erlaubte, besser, über das Maß dessen hinaus, was bei einer Bestimmtheit von innen her denkbar wäre. Die Episode, die selbstzweckliche Stoffschilderung überwuchert die dünne Linie der Haupthandlung auf Schritt und Tritt. Allein, so werden wir zwischen den Zeilen belehrt, es handelt sich eben um einen Bildungsroman, und für diese Bildung sind die aufgenommenen Elemente gar nicht einläßlich genug in ihrem eigenen Sein aufzubieten. Zunächst ist dagegen zu sagen, daß trotz Waschzettel und philosophischer Wegleitung dem Verfasser Wesen und Verlauf dieser Bildung auch gegenüber durchaus gutem Willen nicht zu bestimmen gelang. Am Anfang schwagt der mit einer gewissen Geziertheit als banal und mittelmäßig gekennzeichnete junge Mann höchst zerfahren und meistens nur unter Aufreihung von Anderen vorgebrachter Brocken. Am Schluß peroriert er etwas weniger unfokzentriert und unselbständig. Eine andere „hermetische“ Entwicklung konnten wir nicht feststellen. Und bei aller glaubhaft gemachten Durchschnittlichkeit sollte doch der Bildungszögling mindestens ein entwicklungsfähiger sein. Wenn auch der junge Spießbürger natürlich bei seiner ersten Versetzung in die „Höhenluft“ allerhand Desorientierung zeigen muß, so ist doch die ungeheure Naivität der ehrfurchtsvollen Freude am bloß Neuen und Selbstsicheren jenes Dunstkreises, welche in seiner eigentümlich saftlosen und verblasenen Art plastisch herausspringt, einfach ein Zeichen von Instinktlosigkeit: das Material dieser Erziehung taugt nichts. Und wenn anfangs trotz uferloser, auch hier schon über jede Bildungseinordnung hinaus verselbständigter Stofflichkeit noch eine gewisse Aufsädelung vorhanden bleibt, so zerbröckelt der Fortgang nach des HOLLÄNDERS Tode mit dem Abreißen des letzten schmalen novellistischen Bandes völlig, und wir erfahren auch gar nicht mehr, was der Held in den langen Jahren bis zum Schluß tut, aufnimmt und verarbeitet — falls man nicht die seitenlangen Schilderungen eines Grammophons nebst Charakterisierung seiner Platten, sowie der Technik spiritistischer Sitzungen zum Ersatz dafür anzunehmen willig ist. Der Held bleibt schemenhaft und wird es gegen Ende immer mehr. So ist alles auf den Eigenreiz der Schilderkunst zerstreuter Gegenstände gestellt, und es fehlt jedes Moment echter epischer Spannung. Wenn der Verfasser zuletzt meint, diese Geschichte sei weder kurz- noch langweilig, so können wir ihm ehrlich versichern, daß sie auf weite Strecken durchaus und eindeutig das letztere ist.

Und weiter in die Form hinein. Die falsche und ergebnislose Richtung des Geistes von außen nach innen zeigt sich zumal im Ausdruck. Aller wirkliche Ausdruck ist eben Ausdruck, d. h. eine bloß formale Veränderung eines Innerlichen, welche aber nichts Inhaltliches von sich aus dazu tut. Fehlt dies Innerliche in seiner Übermacht, so wird die Gefahr der Verfälschung desto größer, je glanzvoller, bewußter und selbständiger die Ausdruckskunst ist. Wie fein und groß diese bei Mann ist, weiß man. Um hier nicht ungerecht zu werden, müssen wir seinen Stil in die gesamte zeitgenössische Kunstform einordnen. Wir leben in

einer Barockzeit; einer Periode halbbewußter Innerlichkeit ist eine solche höchsten Bewußtseins gefolgt, welche gerade an ihrem Verlust des Inneren zum äußersten Bewußtsein seiner erwacht. Es soll nun durch seine exzessive, ganz aus sich ausladende Gebärde ersetzt werden. Die Angst vor der Trivialität, welche die Zeiten der Innerlichkeit nicht befallen kann, da das von innen Echte und Erfüllte immer eine individuelle und kraftvolle Form herausstellen wird, läßt auf allen Gebieten zum Wüsten und Paradoxen, Gespreizten und Umweghaften greifen. Wie zur Zeit Ludwigs XIV. ist der „direkte Ausdruck“ verpönt, weil er die innere Armut offenbaren würde. Die Umschreibung triumphiert.¹⁾ Es gibt heute kaum noch Schriftsteller, welche zu einem schlichten, geradlinigen Stil imstande sind, sondern dieser pflegt vor lauter Gestelzttheit und Geschwollenheit grammatisch kaum noch faßbar zu sein und bedürfte einer Übersetzung ins Deutsche, was allerdings die ganze Hohlheit dieser anspruchsvollen Gesten sofort ans Licht brächte. Diese Abneigung gegen das Einfache und Natürliche ist dasselbe wie die Vornehmthuerei der modernen Musik gegen Melodie und Harmonie: es sind saure Trauben, und man macht aus der Not eine Tugend.

Nun müssen hier allerdings Abstände gewahrt bleiben. Manns Marinismen sind natürlich feiner und geschickter als das primitive Gestammel einer von Claqueurs hinaufgelobten Unfähigkeit wie Edschmids, oder eines durch unverdaute Ideenwucherung zugrundegerichteten Talents wie Unruh's. Und dann auch dünner, blässer und damit durchsichtiger als die archaisierende Gedrungenheit Georges. Trotzdem wächst auch bei ihm die geistreichende Umschreibung sich stellenweise zum Unfug aus, und besonders die Reden werden oft so zur Unerträglichkeit verzerrt. Es wird gesagt, daß jemand unglaublich dumm sei; trotzdem bringt der Autor es nicht übers Herz, ihn anders als aufs gewählteste sich expektorieren zu lassen. Wir hören, daß jemand nur mangelhaft deutsch könne; trotzdem versteigt er sich zu den gespitztesten Ausdrucksweisen; ein anderer Ausländer betätigt sich fortgesetzt sprachschöpferisch in der glücklichsten Weise. Und umgekehrt! Der Held spricht so wenig französisch, daß er zweifelt, ob er den Satz „je le regrette beaucoup“ ohne Fehler herausgebracht hat, und dies mehr als Zufall empfindet. Und dann mit einem Mal in einer an Sinnlosigkeit grenzenden Erregung, im wildesten Augenblick seines Lebens vielleicht, drückt er die schwierigsten, entlegensten und ausgefuchtesten Dinge tadellos und elegant in dieser Sprache aus, macht Liebeserklärungen und

¹⁾ Als ganz kleines Beispiel unter vielen führen wir an, welche Bezeichnungen Mann im Verlaufe weniger Seiten anlässlich eines Ski-Ausfluges seines Helden dessen „Sportgeräten“ zuteilt (wobei betont wird, daß sie vorne aufgebogen sind, was bei Skiern häufiger vorkommen soll, wie heute in weiteren Kreisen nicht mehr unbekannt ist): Gesegnete Utensilien, Flügelschuhe, Schlittschuhe, Schneeschuhe, Lange biegsame Sohlen, Hölzer, Luxussti, Fahrzeug, Fußbretter, Rufen, Lange Pantoffel, Bretter, Skihölzer. Dabei ist dieser Bezirk der Preziosität verhältnismäßig harmlos, da es sich um Gegenstände ohne Komplikation handelt. Viel weittragender ist es, wenn seelische Vorgänge in dieser Weise verkünstelt und vertändelt werden.

weiß seine Worte zu setzen, daß der Erfolg nicht fehlen kann. Wir wollen nicht annehmen, daß die schlichte Freude am Erweis einer wohlbeherrschten Sprachlehre hier jede dichterische Wahrscheinlichkeit in die Flucht schlägt, oder daß es gar um eine *captatio* gegenüber dem zweiten Vaterlande, eine zarte Huldigung gegenüber der doch alleinigen Heimat alles wahrhaft Vornehmen handle. Im allgemeinen ist es unseres Wissens ja nicht üblich, in einem Roman Gespräche mit Ausländern in der Ursprache zu geben. Aber Mann könnte vielleicht mit Recht geltend machen, daß in diesem Gespräch einige Dinge vorkommen, welche im Deutschen als ziemlich plump, pedantisch und von wenig gutem Geschmack erschienen wären. Doch wird man sich schwer erwehren können, solche Explosionen des Bedürfnisses nach dem Außergewöhnlichen ein wenig primitiv zu finden und sie z. B. neben dem einfachen Kunstmittel einzuordnen, gewöhnlichen und klanglosen Worten durch Übersetzung ins Lateinische oder Französische einen nobleren Anstrich zu geben, und derart völlig ungebräuchliche und überflüssige Fremdwörter zu freieren, was sich schon seit langem bei Mann bemerkbar macht. Es muß eben alles noch so Einzelne durch sich selbst etwas sein, weil Geist und Seele des Ganzen ihm kein Wesen zu verleihen vermag. Nichts ordnet sich ein, nichts tritt zurück, nichts wirkt im Rahmen des Ganzen; sondern jede Figur, jede Wendung drängt sich vor und sucht ihre Pointe anzubringen. Wie bei Shakespeare redet kein Bedienter ohne Silbentecherei, wie bei Euripides philosophieren selbst die Ammen, und Mann selbst läßt sich von seiner erlesenen Kunst zum Glauben verführen, die Sprache denke immer für ihn, und wenn etwas gut und raffiniert ausgedrückt sei, so stecke auch etwas dahinter; wenn er um etwas elegant herumschnörkelt, so müsse auch im Mittelpunkt sich ein Gehalt und Halt befinden. Wir verweisen als ein Beispiel unter vielen auf das Gespräch über Zigarrenmarken Seite 426—428 und bitten jemand, sich zu melden, der zu erklären sich anheischig macht, wieso dies etwas Besseres sei als mit einigen Schnoddrigkeiten verbrämtes pures Gewäsch; oder die nicht enden wollenden Betrachtungen über meteorologische Phänomene nicht ganz ungewöhnlicher Natur, z. B. über den Anbruch des Oktobers Seite 371 und 381, den Einbruch des Winters Seite 451—52. Aber so wenig hier Substanz aufzuspüren ist, so könnte der Einwand entstehen, daß dies mit dem Gedankengehalt in Verbindung stehe, da alle die breiten Erörterungen über den Zeitablauf als Teil einer einheitlichen Idee gemeint seien, welche irgendwie Kern und Wesen des Werkes betreffe.

Das bringt auf den Gedankeninhalt des Buchs, dem der Verfasser anscheinend eine große Rolle im Kontext desselben beimißt, die Kraft zutraut, die Lockerheit des Aufbaus nicht zu entschuldigen, sondern sogar als notwendig, als Verkörperung und Demonstration dieser Ideen zu erweisen. Was nun den Grundgedanken, den der Zeit, anlangt, so gestehen wir, in ihm nicht dies Gewicht gefunden zu haben. Die ausführlichen Erklärungen, wie dieselbe subjektiv bald kurz, bald lang erscheine, schienen uns weder neu noch wesentlich fruchtbar; ebenso können

die uralten Antinomien der Zeit trotz umständlicher Verpackung kaum noch beanspruchen, ein Originalitätsinteresse auf sich zu sammeln. Auch bei vieler Gutwilligkeit kann man an dieser unaufhörlichen Spielerei mit dem Zeitbegriff, an die viel Liebe verwandt ist, und welcher immer bestimmte Lichter zur Herausfindung ihrer jeweiligen Hauptbeziehung aufgesetzt sind, oft nichts finden als eine gewisse altfränkische Geschweiftheit und Umstandsmeierei, welche kaum bis zum Geistreichen hinaufreicht und einfach ermüdet. Auch eine zweite Schicht des Ideen= gehaltenes leidet unter der Disziplinlosigkeit der Ausführung, die jede Konzentration unter der Spreu der personalen Belanglosigkeiten er= sticht, welche der Eigenlogik mancher an sich vorzüglicher Gedanken Abtrag tun. Das sind die unmäßigen Abhandlungen über wissenschaft= liche Gegenstände, die mehr oder minder abgeschlossene, zum Teil di= alogisierte Exkurse bilden. Diese Belehrungen über den Jesuitenorden, das Freimaurertum, Okkultismus, medizinische und biologische Gegen= stände aller Art stehen größtenteils in keinem erkennbaren Zusammen= hang mit der Substanz des Romans; auch sind sie trotz vieler guter Gedanken nicht mehr ganz neuartig. Immerhin mag es ja sein, daß sich manchem mit Aufklärungen über die planetarische Struktur der Atome, die kriegsvorbereitende Rolle der Hochgradmaureri und der= gleichen noch eine Freude machen läßt. Und zu genießen bleibt eben auf jeden Fall die Meisterschaft des glanzvollen Stils. Die Unter= redungen zwischen den beiden Privatdozenten Settembrini und Naphta sind, wenn auch wohl etwas zu stark stilisiert für einen realistischen Roman, zweifellos mit souveräner Könnerschaft gebaut und gewähren ein hohes formales Vergnügen. So leicht ist Manns Hand in diesen Strukturen, daß man Seite auf Seite verwickelter Darlegungen in in= direkter Rede lesen kann, ohne ermüdet den Faden zu verlieren, ja ohne diese Beschränkung einen Augenblick als gezwungen zu empfinden oder auf den Gedanken zu kommen, es könnte anders gefaßt sein. Was den Inhalt dieser Lehrvorträge anlangt, so ist die Doktrin des Italieners in nichts über die „Betrachtungen eines Unpolitischen“ hinausgekommen, die hier oft vergeblich um eine neue Wendung tribuliert werden. Diese Ideen waren schon damals zwar erleuchtend, doch überspitzt, und wirken nun doppelt übersteigert, da sie nicht von außen als geistreiche Deutung einem an sich unreflektierten Standpunkt unterlegt werden, sondern von diesem selbst mit äußerster Bewußtheit als Selbstanalyse und Lehr= meinung vorgebracht werden, was offenbar ihrer inneren Sinnmöglic= keit völlig widerspricht, welche nur in der Naivität beruht, und in ihren Apollinismus ein zwiespältiges Element des Bewußtseins und des Gegen= sates hineinbringt. So wirkt diese Figur schließlich nur als ein müh= und gewaltig zur Person erhöhter Lehrsatz. Außerdem ist es be= fremdend, daß dieser Standpunkt der patentierten westlichen Demokratie nun wieder mit halber Ironie vorgetragen wird, nachdem Mann seine Befeuerung zu jener in optima forma vollzogen hat. Oder ist ihm klar geworden, daß die von ihm früher ausgegebene Parole wider seinen Willen sich zu einer organischen Macht ausgestaltet hat, die, der sie

auffliegen machte, nicht nach Opportunität zurückweichen kann? Hier scheint ein tieferes Bewußtsein geistiger Gegensätzlichkeiten durchzubrechen, und die Streitgespräche des Romanen und des Ostjuden eine Art dialektischen Prozesses verkörpern zu sollen, wobei allerdings die Synthese unter den Tisch fällt — wenn wir nicht ein mythisch-symbolisches Traumgesicht des Helden als solche gelten lassen wollen. Glänzend ist jedenfalls dargestellt, wie die einzelnen Positionen, isoliert festgehalten und in ihr Äußerstes hineingetrieben, immer wieder in ihr Gegenteil umschlagen. Gut ist besonders der innige Zusammenhang zwischen theokratisch-autoritärer politischer Weltanschauung und derjenigen des Bolschewismus in ihrem gemeinsamen Gegensatz gegen den westlichen Demokratismus herausgebracht, doch wirken hier die Prophezeiungen etwas als *vaticinia ex post*.

Allein diese Urteile setzen sämtlich den guten Willen voraus, unorganische Werte gelten zu lassen. Es gibt noch eine Ideenschicht in dem Werke, welche in der Tat einen gewissen durchgehenden Wurzelgrund der Geschehnisse bedeutet und sich organisch an diejenige der früheren Mann'schen Werke anbaut. Wenn wir auf tiefere Bedeutungen zu stoßen wünschen, so müssen wir aus dem Netzwerk sehr allgemeiner Beziehungen, mit denen die Handlung untermalt ist, den alten Komplex der Polarität von Kunst und Bürgertum, Geist und Haltung, Leben und Willen herauslösen, dem er schon früher fast jede tiefere Wirkung verdankt. Aber der Unterschied ist hier, daß sich in diesem Werke nicht entweder Erhebendes zur Schau stellt, Wille und Anständigkeit und ihre Tragik; oder Ver lumpung großen Stils, die negative Dialektik des Geistes, welche beinahe die religiösen Ausmaße der Verdammnis hat. Sondern die bestenfalls mit einigen billigen und halbgaren Geistreicheleien gespickte Jämmerlichkeit des Philisters. Und dies nun zum Typischen geschärft, zu einem Inferno menschlicher Erbarmlichkeit, Entkleidung von jedem Rest von Würde und Erhebung gesteigert. Insofern kann das hier gewählte Beispiel des Sanatoriums für jeden erfahren Habenden als besonders zentral und grundsätzlich gelten. Derart ist die Brücke, welche Mann von hier zu seinem Geistproblem schlägt, gleichzeitig eine von Krankheit zu Leben. Auf Rücken der Psychoanalyse wird das Leben der Geschlechtlichkeit genähert, als seiner wesentlichen Konzentration, was zweifellos nicht aus der Luft gegriffen wird, und die Geilheit des selbstzwecklichen Lebens wiederum genähert der Krankheit als einer Hypertrophie des Lebens als Selbstzwecks, als eine Haltungslosigkeit, als eine üppige Bummelei. Mit Wichtigtuerei und schonungsloser Systematik entwickelt sich das. Wir sehen hier die Menschen in wirklicher und kultivierter Krankheit versinken und sich verschancen, nur noch mit der Liebe, oder besser der Sinnlichkeit, dem Liebespiel, als verdünntester und spannungslosester Form des Lebens, als Bedrohung jeglicher Raffung besetzt: im ganzen eine unreine und schuldhaftige Selbstliebe, welche sich nicht wagen und darum auch nicht erbeuten kann, sich nicht in einem großen Ausbruch verströmen und verschwenden und auch nicht in einem großen pflicht- und ehrgemäßen

Glauben und Arbeiten erringen will. Diese Art Krankheit ist in der Tat ein sich gehen lassen, nicht haben können und nicht verzichten können, Ungläubigkeit. Selbstverständlich ist hier alles *cum grano salis* zu nehmen; die Tendenz der Psychoanalyse, alle körperliche als seelische Bedeutsamkeit zu nehmen, ist im Grunde trotz Unauflöslichkeit eines Grenzbegriffs des Körperlichen völlig organisch. In einer niedrigeren Sphäre wächst sich diese ganze Darstellung zu einem hohnvollen Gerichtstag (welcher teils ausdrücklich ist, teils jedenfalls in die Augen springt) über dieses Sanatoriumswesen aus, den jeder Wissende als gerecht zugeben muß — natürlich unter Berücksichtigung jenes Grenzbegriffs der Pathologie und des Grams Salzes überhaupt. Aber ist es nicht in der Tat so, daß es meistens nur eine Heilungsmöglichkeit gibt, wenn es so schnell geht, ehe alle Knochen der Seele gebrochen sind? Und darüber hinaus ein Gericht über die ganze Heilkunde der chronischen Leiden, welche das Siechtum, die Krankheit als Hauptberuf züchtet, den Menschen aus dem Leben herauslöst, die seelischen Hilfsmittel zerschlägt, seine Funktionen still legt und damit den Hauptheilfaktor ausschaltet — natürlich auch dies mit den erwähnten Vorbehalten. Mit zum Besten in dem Buch gehört die Episode des Konsul Tienappel, welcher, prosaisch und ehrenfest heraufsteigend, seinen Neffen loszueisen, selbst nach kurzer Zeit so in den jede Aufrechtheit zermahlenden und jede Straffung erweichenden einheitlichen Dunstkreis aus selbstpflegerischer systematisierter Krankheit und haltloser Sexualität gezogen wird, daß er voll Schreck bei Nacht und Nebel entflieht. In wenig Absätzen ein kleines Meisterwerk. Hier gehört das russische Weibchen, in dessen Sprache es kein Wort für Willen gibt, mit seinen naturhaften und unschuldigen Dirneninstinkten durchaus her, und stilllos ist dann nur, daß diese Sphäre wiederum ins nicht „Mähnschliche“ (eine Ausdrucksform der Russin für religiös-erotische Aufweichung *à la Russe*), sondern Menschliche erhöht werden soll; wenn uns zugemutet wird, den stirnküssenden Abschied des Helden von seiner Geliebten nach vorherig zugebilligter Absolution für sämtliche Vorgänger und Nachfolger in ihrer erotischen Gunst als tragisch, oder hintertreppenhafte Plattheiten wie folgende heldisch zu empfinden: „L'amour n'est rien s'il n'est pas de la folie, une chose insensée, défendue et une aventure dans le mal. Autrement c'est une banalité agréable.“ (!) (Schluß folgt.)

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Auf dem Wege zur Rheinregulierung. — Die Wahrheit über die Zonenschiedsordnung. — Erziehungsfragen im Tessin. — Nationalrat Kaspar Müller †.

Die Befürchtung, die wir in unserer „Umschau“ im Aprilheft ausgesprochen hatten, daß der Straßburger Kompromiß vom 10. Mai 1922 der Schweiz keine